Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 162 (1889)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute.

(Fortsetzung. Vgl. Jahrg. 1888.)

Wasen,

eigentlich im Volksmund „auf dem Wasen" geheißen, welche Bezeichnung vermuthlich aus der Zeit stammt, da auf dem dortigen grünen Rasenboden, an dem es allerdings nicht fehlt, die ersten Häuschen entstunden. Jetzt ist eine ansehnliche Ortschaft und Kirchhöre daraus geworden, die sich sichtlich bemüht, ihrer Muttergemeinde Sumiswald, mit der sie bürgerlich eine Gemeinde bildet, nachzueifern. Hier mündet der Kurzeneigraben ein und tritt die Grüne, die aus dem Zusammenfluß des Kurzeneibachs und des Hornbachs entstanden ist, ihren Namen an den letztern ab. Das ist nun bereits ein richtiger Alpensohn, entsprungen an dem mächtigen Gebirgsstock des Napf (näher am Hoch-Enzi), zu dem man von hier in 3 guten Stunden aufsteigt. Das vom Bergbach ausgefressene Kiesbett wird immer breiter. Steiler und unwirthlicher werden die Thalseiten. Ueber denselben werden Alphütten sichtbar, so in nächster Nähe diejenigen der Musteralp Arni, bewirthschaftet von der oberaargauischen Gesellschaft für Viehzucht. Sie gleichen sich alle, diese Bergzüge und „Gräben", die sich fast sternförmig rings vom Napf in's Emmenthal und Entlebuch hinaus erstrecken. Ueberall dieselben, leider stellenweise sehr gelichteten Tannenwälder, dieselben grünen Weiden, dieselben Hütten, die der Winterstürme halber ihre Schindeldächer gleich Nachtmützen tief über die Ohren gezogen haben. Dazwischen noch vereinzelte Aecker, die mühsam dem rauhen Klima und den steilen Halden abgewonnen sind. Gegenwärtig werden diese Alpen hauptsächlich zur Sömmerung von Jungvieh verwendet, das da oben bei kräftigem Futter, frischer Luft und freier Bewegung vorzüglich erstarkt. Sehr viele sind deshalb in die Hände von Bauerngenossenschaften übergegangen.

Wasen ist gleichsam das Thor dieser Alpenregion. Es ist zugleich das kirchliche Centrum der 2 Stunden langen Thalschaft. Eine schmucke Kirche krönt seit 1881 die Häuser des Orts, gebaut durch die vereinten Anstrengungen und Opfer der Korporationen und Privaten von Sumiswald und Wasen. Schon seit 2 Jahrhunderten wurde dieselbe als ein Bedürfniß empfunden. Anno 1705 forderte die Regierung die Gemeinde auf, auf dem Wasen eine Kirche zu bauen. Allein die Bauersame, d. h. wohl diejenige der äußern Theile, namentlich Sumiswald, wollte nichts davon wissen. 1825 wurde vom Staat eine Helferei errichtet und ein Pfarrhaus gebaut. Als gottesdienstliches Lokal diente das Schulhaus, das 1822 neu gebaut worden war und neben dem auch ein Friedhof angelegt wurde. Durch das Kirchengesetz von 1874 wurde die Helferei zur Pfarrei erhoben und damit trat die Frage neuerdings näher an die Gemeinde heran. Endlich 1879 gewann der langgehegte Wunsch Fleisch und Blut und wurde in 2 Jahren unter der Leitung des Architekten Gerber zu einem glücklichen Ende geführt. Glücklich, sagen wir, weil der bauenden Kirchgemeinde vom Bau her keine großen Lasten geblieben sind, wie dieß schon anderwärts vorkam. Unser reformirter Gottesdienst verlangt keine Prachträume. So zeigt auch diese neue Dorfkirche durchaus einfache Formen und aller unnöthige Prunk ist vermieden. Dennoch macht sie von außen und innen einen überaus freundlichen Eindruck. Beachtenswerth als Erzeugnisse schweizerischen Kunstgewerbes sind der Taufstein, die Orgel, die Kanzel und die drei gemalten Fenster, welch letztere von wohlhabenden Familien der Gemeinde geschenkt worden sind. Der 4. Dezember 1881, der Tag der Kirchweihe im wahren Sinn des Worts, gestaltete sich zu einem Volksfeste, das jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben wird.

Haben wir den Ehrentag des Ortes genannt, so wollen wir auch den traurigsten nicht vergessen. Das war die entsetzliche Sturmnacht vom 4.—5. Juni 1853. Da brachen aus den Schluchten des Napf die Fluthen hervor und fegten mit andern Gebäuden auch das Schulhaus hinweg. Einen grausigen Anblick bot der daneben gelegene Friedhof, aus dem die reißenden Wogen Särge herausspülten. Zwei Jahre später wurde das Schulhaus größer und schöner wiederaufgebaut und heute ist jede Spur der Verwüstung verwischt.

Lange war der Wasen ein berühmter Wallfahrtsort. Hier auf seinem Gütchen Lugenbach lebte und wirkte nämlich der im ganzen Kanton und darüber hinaus wohlbekannte Wasen-Doktor, Ulrich Zürcher, im Volksmund „Zürcher-Uli",

ein Naturarzt, zu dem Tausende gepilgert sind, um Heilung für alle möglichen Uebel zu suchen. Schon vor Zürcher-Uli hatte es im Wasen solche dokternde Bauern gegeben. In ihre Fußstapfen tretend, begann Uli, der offenbar für Naturbeobachtung eine besondere Begabung besaß und über ein erstaunliches Gedächtniß verfügte, Anfangs der vierziger Jahre in das Studium von Kräuterbüchern und was er an ähnlichen Schriften auftreiben konnte, sich zu vertiefen. Gleichzeitig gab er sich als Viehinspektor, so oft ein Thier geschlachtet werden mußte, alle Mühe, die Störungen des thierischen Organismus kennen zu lernen. Bald erhielt er als Thierarzt einen gewissen Ruf. Und von da ging er zur Behandlung der Menschen über. Was an den vielen ihm zugeschriebenen wunderbaren Kuren Wahres ist, können wir nicht untersuchen. Allgemein wird ihm große Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit nachgerühmt. Daß er sich im Geruch eines Hexenmeisters gefiel und abergläubischen Leuten gerne einen Schabernack spielte, wird von seinen Biographen mehr einem humoristischen Zuge seines Charakters, als betrügerischen Absichten zugeschrieben. Selbstverständlich hatte er wegen seines unbefugten Arznens mehrmals Strafen auszuhalten; doch fielen dieselben stets sehr milde aus. Er starb als vermöglicher Mann nach schweren Leiden, die er mit großer Geduld ertragen, am 19. Juli 1876, betrauert von seiner Gemeinde, um die er sich vielfach verdient gemacht hatte.

Eine halbe Stunde hinter Wasen verläßt die Straße die Thalsohle und steigt in Windungen an den nördlichen Abhängen empor. Sie führt uns zur Fritzenfluh, wo ein Tunnel die letzte Scheidewand durchbricht, und von da nach Eriswyl und Huttwyl hinab.

Wir stehen hier auf der Wasserscheide zwischen Emmenthal und Oberaargau und diese hat denn auch seit dem frühen Mittelalter in kirchlicher Hinsicht die Grenze gebildet. Eriswyl, Huttwyl, Dürrenroth und Walterswyl gehörten bis 1874 zum Dekanat und Kapitel Langenthal. Politisch hingegen ist dieses Vorgelände seit bald 500 Jahren dem Emmenthal zugetheilt, dem es auch sowohl nach Bodengestaltung wie nach dem Charakter seiner Bewohner entspricht.

Jenseits des Tunnels empfängt uns ein mächtiger Tannenwald. Doch fehlt es nicht an schönen Durchblicken und diese bieten ein wahrhaft großartiges Bild. Fast ungehindert schweift das Auge über die immer tiefer sich senkenden Hügelketten hinaus bis an die blauen Felswände des Jura. Noch freier ist der Blick von den eine halbe Stunde westlich und östlich der Fritzenfluh gelegenen Höhen des Bärhegen und des Ahorn. Da grüßen dich aus dem Thal herauf die Kirchthürme von Madiswyl, Lotzwyl und Langenthal und etwas weiter rechts das Thurmpaar der alten Abtei St. Urban. Darüber hinaus sieht man bei hellem Wetter das Sälischlößchen bei Olten und die Thürme von Aarburg.

Aus dem Walde führt der Weg über einen Bergrücken hin, der die beiden zur Kirchhöre Eriswyl gehörenden Gemeinden Eriswyl und Wyßachengraben von einander trennt und sich bis nach Huttwyl hinunter erstreckt. Beides sind stundenlange Thäler mit zahlreichen Seitengräben. An den Abhängen kleben die „streitbaren" (steilen und schwer zu bearbeitenden) Heimwesen, die nur selten sich zu größern Gruppen vereinigen. In einer halben Stunde erreichen wir

Eriswyl.

Schon in Wasen und hier wiederum verräth das taktmäßige Geräusch, das aus den Kellern heraufdröhnt, eine Hausindustrie. Eriswyl ist das alte Centrum der Leineweberei, die, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingeführt, sich nach und nach über das ganze Emmenthal verbreitete. Die stattlichen Herrenhäuser im Dorf Eriswyl zeugen von dem Wohlstand, der damit seinen Einzug hielt. Sie gehörten und gehören zum Theil jetzt noch der Familie Schmid, die seit hundert Jahren an der Spitze der Fabrikation steht. Nach dem Verzeichniß der beeidigten Tuchmesser von 1781—1790 wurden damals jährlich 13,500 Stücke Leinwand im Lande erzeugt; die Länge eines Stückes war 104—118 Ellen. Die Gesammtproduktion stieg also auf rund 1½ Millionen Ellen. Leider ist die Blüthezeit dieser Hausindustrie längst vorüber. Durch die technischen Fortschritte in der mechanischen Weberei wurde die alte Handweberei mehr und mehr zurückgedrängt, so daß heute kaum viel mehr als ein Viertheil des gesammten schweizerischen Bedarfs durch die einheimische Fabrikation gedeckt wird. In der richtigen Voraussicht, daß

in Bezug auf Billigkeit ein Kampf mit dem mechanischen Stuhl unmöglich wäre, hat sich denn auch die Mehrzahl der bernischen Leinenfabrikanten darauf verlegt, nur eine vorzügliche Qualität zu erstellen, die, wenn auch vielleicht etwas theurer als ausländische Waare, durch ihre größere Dauerhaftigkeit die kleine Preisdifferenz mehr als aufwiegt.

In Eriswyl ist hauptsächlich die Gebildweberei zu Hause. Das Haus Schmid erstellte daselbst in den 60er Jahren eine Damastweberei, die seither erheblich vergrößert wurde. Dem weiblichen Theil der Bevölkerung bringt die stark im Aufschwung begriffene Strickwaarenfabrikation willkommene Beschäftigung.

Die Fabrikgebäude sammt Wirthshaus, Schulhaus und Pfarrhaus, wozu noch Krämerei, Säge und Mühle kommen, gruppiren sich um das alte Kirchlein herum, das mit seinem unregelmäßig angebauten Chor und Schindeldach ein Musterstück der Dorfkirchen vom Ende des 15. Jahrhunderts abgibt. Beachtenswerth ist im Chor die an der Decke angebrachte bemalte Holztafel mit Bernerschilden und Reichsadler, um welche sich die Wappen bernischer Vogteien gruppiren. Da die waadtländischen mit Ausnahme von Aelen fehlen, so muß dieselbe aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammen. Die Kirche besitzt außerdem einen schönen gothischen Abendmahlskelch aus derselben Zeit, der inwendig den Bernerstempel trägt, ein Beweis, daß damals das Goldschmiedgewerbe in Bern auf achtungswerther Stufe stand.

Im frühen Mittelalter gehörte der Kirchensatz von Eriswyl, wie auch Rohrbach, der Abtei St. Gallen, woraus geschlossen werden darf, daß dieses Kloster der Einführung des Christenthums in diesen Gegenden nicht fremd gewesen ist. Ein ritterliches Geschlecht „von Eriswyl" war zu Burgdorf verburgert, woselbst 1330—1336 ein Ritter Heinrich von Eriswyl kyburgischer Schultheiß war. Aus demselben Hause stammte Nikolaus von Eriswyl, Abt zu Trub 1393, und Lucia und Gisela von Eriswyl, Klosterfrauen zu Fraubrunnen. Ende des 14. Jahrhunderts starb dieses Geschlecht, dessen Burg sich auf einem Hügel ob dem Dorf befunden haben soll, aus und wir finden Eriswyl mit Rohrbach, Huttwyl und Melchnau im Besitz der mächtigen Freiherren von Grünenberg, von deren Burg auf der Fluh ob Melchnau noch Trümmer sichtbar sind. Durch die eine Tochter des letzten Freiherrn, Agnes, kam Eriswyl an dessen Schwiegersohn Egon von Mülinen und von diesem durch eine Tochter an ihren Gatten Rud. von Luternau. Dieser, obwohl ursprünglich sehr reich, kam durch Verschwendung in mißliche Umstände und verkaufte Eriswyl mit Rohrbach im Jahr 1504 um 4200 rhein. Gulden an den Stand Bern, worauf diese Herrschaft dem Amt Trachselwald einverleibt wurde.

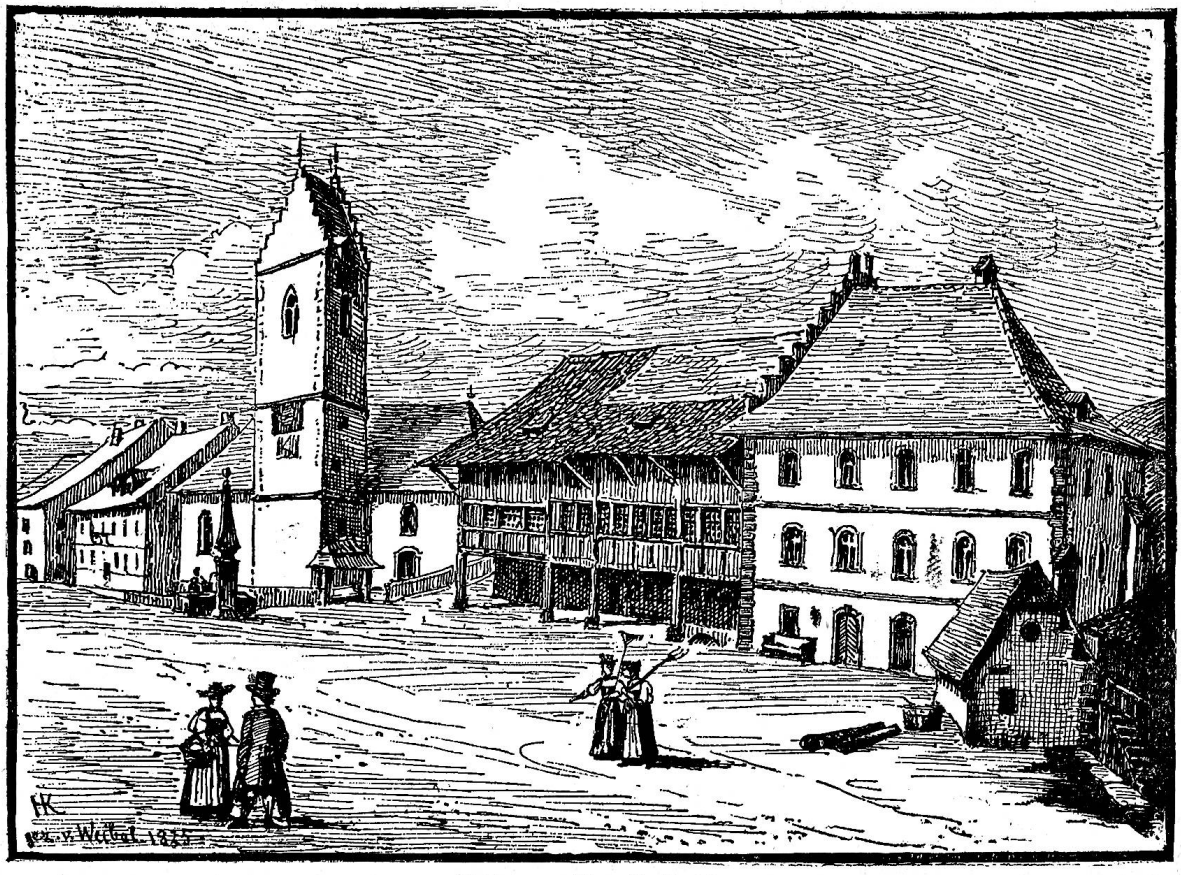
Durch die oben erwähnte Wappentafel mag damals Bern hier an seiner äußersten Grenze seinem bereits stattlichen Gebiet ein Denkmal errichtet haben.

Durch das von dem Langetenbache schluchtartig durchschnittene Dorf geht die wohlgebaute Straße zu Thal und in 3/4 Stunden nach

Huttwyl.

Kuhn (Alpenrosen 1822, S. 68) nennt Huttwyl sehr wenig schmeichelhaft „ein altes, häßliches, hölzernes Städtchen", und wenn wir die drei hölzernen Häuschen, die auf unserm alten Bilde rechts neben der Kirche stehen, betrachten und bedenken, daß vor dem Brande von 1834 der größte Theil der Ortschaft aus solchen bestand, so begreifen wir dieses unartige Kompliment. Heute verdient es diesen Namen nicht mehr. Die meist zweistöckigen Häuser mit ihren Trottoirs haben vielmehr ein recht sauberes Aussehen, und der stattliche vierröhrige Brunnen steht dem Hauptplatze wohl an. Einen ungewohnten Anblick bietet der zwiebelförmige Helm des Kirchthurms, der auch erst seit 1834 datirt; es ist dies im Grunde die russisch-griechische Form, welche in neuerer Zeit in katholischen Kantonen aufgekommen und offenbar von daher importirt worden ist.

Huttwyl ist jetzt weniger mehr ein Städtchen, als ein Marktflecken, ähnlich wie Langenthal. Es besteht eigentlich nur aus zwei kurzen Gassen, um welche sich die übrigen Häuser ganz dorfartig gruppiren. Diese Bestimmung verrathen die zahlreichen Wirthschaften, aber auch eine Anzahl wohleingerichteter Ladengeschäfte, in denen so ziemlich für alle Bedürfnisse gesorgt ist. Die sechs Jahrmärkte bringen jeweilen fröhliches Leben in die stillen Gassen, die nur am Mittwoch, wo ein kleiner Wochenmarkt statt-



Aus dem alten Huttwyl.

findet, etwas belebter aussehen. Zur Hebung des Verkehrs, der ehemals, als die Postroute Bern-Luzern hier durchging, weit bedeutender war, suchte das Städtchen seit Langem den Anschluß an eine Eisenbahnlinie zu gewinnen. Daher konnte man denn auch, als s. Z. beim Ausbau der Bern-Luzernbahn diese Hoffnung getäuscht wurde und der Kanton einer Abkürzung von wenigen Kilometern zu lieb die Bahn durch's luzernische Entlebuch baute, dies lange nicht verschmerzen und der Unwille loderte gelegentlich der Finanzkalamität, in welche Bern dadurch gerieth, immer von Neuem auf. In neuerer Zeit hat der Staat dieses Unrecht wieder gut gemacht. Das Unteremmenthal erhielt durch die Linie Burgdorf-Langnau die nothwendige Verkehrsader und Huttwyl wird durch einen Schienenweg mit Langenthal verbunden, der es freilich große Opfer gekostet hat. Mögen die Hoffnungen, welche sich an dieses Werk knüpfen, reichlich in Erfüllung gehen! Für eine industrielle Entwicklung sind in Huttwyl mancherlei Anfänge vorhanden. Die Weberei haben wir bereits erwähnt. Außerdem bestehen hier vier Gerbereien, eine mechanische Werkstätte, eine auf größerm Fuß eingerichtete Mühle, eine Fabrik mechanisch gestrickter Unterkleider, welche zahlreiche Arbeiterinnen beschäftigt, und sonst alle Gewerbe, welche das tägliche Bedürfniß erfordert.

* * *

Huttwyl hat eine bewegte Ortsgeschichte, wie kaum eine andere Ortschaft von seinem bescheidenen Umfang. Es gehört zu denjenigen, die am frühesten in der Vorgeschichte des Kantons erwähnt werden. In einer St. Galler-Urkunde leuchtet sein Name zum ersten Male

auf; sie ist ohne Datum, muß aber nach dem in derselben angeführten Abte Grimald, der von 841—872 dem Kloster vorstand, in die Mitte des 9. Jahrhunderts gesetzt werden. Im 12. Jahrhundert erscheint es als Kirchgemeinde. 1108 schenkt Agnes, Gemahlin Herzog Berchtolds II. von Zähringen, dem Kloster St. Peter im Schwarzwald den Hof in Herzogenbuchsee mit den Kirchen zu Buchsee, Seeberg und Huttwyl zum Unterhalt der Mönche. In der Mitte des 12. Jahrhunderts sodann schenkt ein Graf von Neuenburg seinen Hof zu Huttwyl an das Kloster St. Johann bei Erlach, welche Vergabung Papst Lucius III. 1185 bestätigte. So war der größte Theil der Gemeinde im Mittelalter klösterliches Eigenthum, die Einwohner sogenannte Gotteshausleute, unter einem milden Regimente stehend und durch die Amtleute (Meyer) jener Stifte regiert. Außer jenem weggeschenkten Hofe hatten jedoch die Zähringer noch anderen Besitz in Huttwyl. Dieser fiel nach dem Aussterben des Hauses an die Grafen von Kyburg (1218), welche 100 Jahre später ihre Herrschaft Huttwyl der Lehenspflicht der Herzoge von Oesterreich unterwarfen. Dies geschah durch eine Urkunde zu Willisau am 1. August 1313, auf welchen Tag der später bei Morgarten geschlagene Herzog Leopold mit einem glänzenden Gefolge von Grafen und Rittern daselbst einritt. Unter den Zeugen erscheinen die Grafen von Habsburg, von Straßberg, von Nidau, von Nellenburg, die Herren von Hallwyl, von Signau, von Aarwangen, von Teitingen, von Kien u. A. Als kyburgische Stadt mußte dann Huttwyl die Feindschaft seiner Herren gegen Bern büßen. Nach dem Siege bei Laupen machten die Berner verschiedene Rachezüge. Am Palmsonntag 1340 erschien plötzlich Schultheiß Johann von Bubenberg mit einer Streifschaar vor Huttwyl, das nach Justinger „mit Muren und Graben wohl versehen" war, stürmte das Städtchen und brannte es nieder. Das war der erste Brand von Huttwyl. Von den Kyburgern kam es an die von Grünenberg und von diesen an Burkhard von Sumiswald. Der Letztere verkaufte es anno 1408, durch Schulden genöthigt, an Bern, das schon lange ein Auge auf diesen Vorposten gehabt hatte. (Wir verweisen für diese mittelalterliche, wie für die ganze Geschichte Huttwyls auf die sorgfältigen und eingehenden Angaben in Nyffelers Heimatkunde von Huttwyl, Bern 1871.)

Die Reformation fand in Huttwyl keine günstige Aufnahme, während z. B. das benachbarte Rohrbach mit Begeisterung dafür eintrat. Der Hauptgrund war an beiden Orten der Einfluß verschieden gesinnter Pfarrherren, in Huttwyl des Dekans Melchior Brunner. Noch am 28. Januar 1528 wurde vor dem Rath zu Bern ein Galli Nyffenegger wegen Beleidigung Zwingli's (den er in einem Wirthshause einen Dieb genannt) zur „Entschlagniß" gegen M. Ulrich Zwingli und zu den Kosten verurtheilt. Und am 23. Februar, bei der großen Abstimmung über das Reformationsmandat, stimmte Huttwyl mit Obersibenthal, Frutigen und Lenzburg dagegen. Schließlich aber fügte es sich und hat es wohl seither nicht bereut.

Im Bauernkrieg von 1653 lag Huttwyl im Mittelpunkt der ganzen Bewegung, die im Emmenthal und Entlebuch ihren Ursprung genommen hatte. Hier fanden am 30. April und 14. Mai die zwei großen Landsgemeinden statt, auf welchen der Bauernbund der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel geschlossen wurde. Nach dem Geständniß Leuenbergers haben sich damals die Huttwyler durch ihren revolutionären Sinn vor den andern Emmenthalern ausgezeichnet. Dafür haben sie auch nach der Niederwerfung des Aufstandes die starke Tatze Berns fühlen müssen. Dem Städtchen wurde nicht nur eine harte Geldstrafe auferlegt, sondern ihm auch zur Entziehung seiner Stadtrechte seine Thore entfernt. Als Denkmal jener Zeit steht an der alten Straße zwischen dem Städtchen und Nieder-Huttwyl die „alte Krone", ehedem ein berühmter Gasthof, heute ein Privathaus, das aber durch seinen Umfang noch seine alte Bestimmung verräth. Er soll bald nach dem Bauernkriege von der Berner-Regierung gebaut und dem Schultheißen Blau geschenkt worden sein, dessen Haus von den Bauern wegen seiner Anhänglichkeit an die Stadt verbrannt worden war. Von daher datirt auch das Burgerrecht der Blau zu Bern.

Huttwyl ist dreimal vollständig abgebrannt: 1340, 1537 und 1834. Beim letzten Brande, der in der Nacht vom 8./9. Juni stattfand, fielen 44 Firsten zum Opfer, 73 Haushaltungen hatten ihre Habseligkeiten verloren. Pfarrer

Bitzius von Lützelflüh (Jeremias Gotthelf) befand sich zufällig in jener Nacht daselbst bei seinem Amtsbruder und Freunde Stähli auf Besuch und tröstete in seiner Abdankungsrede an die herbeigeeilten Hülfsmannschaften die Abgebrannten damit, es werde die Zeit kommen, wo auch aus diesem Unglück ein sichtbarer Segen emporsprießen werde. Heute möchte wohl Niemand jenes alte Städtchen zurückwünschen. Die erste Zeit nach dieser großen Kalamität soll allerdings keine schöne gewesen sein; später aber ist aus den Ruinen neues Leben emporgeblüht und gegenwärtig herrscht dort ein wohlthuender Sinn für gemeinnützige Bestrebungen.

Zu erwähnen ist noch, daß Huttwyl eine der wenigen emmenthalischen Gemeinden ist, die noch Korporationsgüter besitzen. Ein engerer Kreis burgerlicher Geschlechter, die Nachkommen der alten Einwohner des Städtchens, macht die sogenannte „Herdgemeinde" aus mit einem Allmendbesitz in Feld und Wald von etwa 750 Jucharten. Daß dieses Nutzungswesen nicht lauter Heil und Segen ist, macht sich indessen auch hier fühlbar.

* * *

Wir stehen an der Grenze des Amtes Trachselwald. Zehn Minuten östlich vom Städtchen stehen die Grenzsteine zwischen den Kantonen Bern und Luzern und ebenso weit in nördlicher Richtung diejenigen des Amtes Aarwangen. Wollen wir unsere Rundreise durch's Emmenthal vollenden, so bleibt uns nichts übrig, als umzukehren. Wir folgen der Thalstraße über

Dürrenroth,

die uns in's Thal der Emme zurückführt. Auch diese Gegend zeigt die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Emmenthals: Runde Hügel und Gräben, stattliche Bauernhöfe, wohlangebaute Felder, gute Wirthshäuser, in welchen nach Vätersitte ein trefflicher Waadtländer ausgeschenkt wird, und dazu billige Preise. Da darf man denn schon eine Mahnung mit in den Kauf nehmen, wie sie im Bergwirthshaus auf dem Oberwald (Gemeinde Dürrenroth) an die Wand gemalt ist:

Dies Haus steht an der Sonnen,
Wer kein Geld hat, der geh' zum Bronnen!
Denn mit Kreiden an der Wand
Kann ich nit fahren in's Weinland.

Das Historische haben wir bereits oben berührt. Dürrenroth gehörte zum Besitz des Ordenshauses Sumiswald und kam mit diesem 1698 an Bern. Die Verwandtschaft der beiden Orte scheint auch die Gestalt der Kirche anzudeuten. Malerisch erhebt sie sich auf einem gegen das Thal steil abfallenden Vorsprung und endigt wie die von Sumiswald in einem treppenförmig gezackten Helm.

Wir berühren die Ortschaft Häusermoos am Trennungspunkt der Straßen Sumiswald-Huttwyl und Sumiswald-Langenthal. Früher ein Hauptsitz des Käse- und Leinwandhandels, ist's heute hier stille geworden. Die Handlungshäuser haben ihre Stapelplätze an die Bahnstationen verlegt. Bald grüßt uns von der Höhe das Pfarrdorf

Affoltern,

im Unterschied von seinen Namensvettern im Seeland und im Zürichbiet als Affoltern im Emmenthal bezeichnet. Das häufige Vorkommen des Namens erklärt sich aus dessen Bedeutung. Affaltra ist nach A. Jahn (der Kanton Bern, antiquarisch und topographisch beschrieben) ein altdeutsches, vielleicht ursprünglich keltisches Wort und bedeutet Apfelbaum. In einem mittelalterlichen Verzeichniß der Kirchen des Bisthums Konstanz ist der Name in der That Affaltern geschrieben und die einstigen Edlen von Affoltern führten einen Apfelbaum im Wappen. Der Letzte derselben war Werner. Er vergabte 1276 Affoltern an das Kloster Trub und besaß 1283 etliche Güter auf dem Gerenstein. Seine Wittwe Johanna geb. von Thorberg machte Ansprüche auf den Kirchensatz von Bolligen, mußte ihn aber dem Kloster Interlaken überlassen. Im 15. Jahrhundert gehörten die hohen und niedern Gerichte bereits zur Vogtei Trachselwald. Die Bauersame hatte das Ausburgerrecht zu Burgdorf und durfte in Kriegszeiten mit ihrer Habe sich dahin flüchten, war aber zu Tuffsteinfuhrungen (an den Unterhalt der Stadtthürme und Ringmauern) und zu Tellen verpflichtet. Die Kirche kam im 14. Jahrhundert an das Ordenshaus Sumiswald, erhielt aber erst 1484 infolge Vertrags zwischen Bern und dem Landkomthur deutschen Ordens einen eigenen Pfarrer, dem der Korn- und Heuzehnten zum Genuß übergeben wurde. Für

den Fall von Hagelschaden verpflichtete sich die Bauersame, so viel zusammenzuschießen, daß sich der Pfarrer sammt seinem Hausvolke anständig erhalten könne, was noch bis in's 18. Jahrhundert fortbestand. Die Gemeinde mußte Kirche, Chor und Pfarrhaus unterhalten.

Die Aussicht von dem hochgelegenen Dorfe ist herrlich. Ein bedeutender Theil der Berneralpen ist von da aus sichtbar. Es bildet zugleich auch die Wasserscheide, von welcher aus die Gewässer nordwärts der Langeten und südwärts der Emme zuströmen.

Bald senkt sich auch die durch kühle Wäldchen führende Straße und in einer Stunde haben wir Sumiswald erreicht.*)

Ein früher vielbegangener, heute einsam gewordener Weg führt von Trachselwald über den Ramisberg nach Ranflüh. Der Blick aber, der auf dieser Höhe sofort beim Verlassen des mächtigen Tannenwaldes in's Emmenthal hinein sich aufthut, gehört zum Schönsten, was eine Landschaft überhaupt bieten kann: Auf der gegenüberliegenden Thalseite die Dörfer Rüderswyl und Lauperswyl, in der Tiefe die rauschende Emme, darüber sich erhebend waldige Bergrücken höher und höher bis zu den schroffen Felswänden des Hohgant und dazwischen in duftiger Ferne die Jungfraugruppe mit ihren gewaltigen Nachbarn.

Ranflüh,

eine kleine Ortschaft, zum Theil nach Lützelflüh, zum Theil nach Rüderswyl pfarrgenössig, lehnt sich mit seinen saubern Häusern an den westlichen Thalabhang. Heute wenig beachtet, spielte es im Mittelalter wegen seiner zentralen Lage eine wichtige Rolle als Sitz eines Landgerichtes, das später in die drei Aemter Trachselwald, Sumiswald und Brandis zerfiel. Mit der Landgrafschaft „Burgunden" kam dieses Landgericht nach dem Zerfall des kyburgischen Hauses an Bern. Im Jahr 1407 trat Graf Hartmann von Sulz, österreichischer Landvogt in Schwaben und Aargau, alle Rechte der Herrschaft Oesterreich auf die Landgrafschaft Burgunden, auf Wangen, Bipp 2c. und das Gericht Ranflüh an die Stadt Bern ab. 1410 ließ dann Bern auf einem Landgerichtstag zu Ranflüh die Marchen und Rechte des Landgerichts bestätigen. Hienach gehen die Grenzen: „von Burgdorf der Stadt Ziele uff unz gan Konolfingen, als der Sne smilzet in die Emmen, und von Konolfingen über gen Escholzmatt, och als der Sne darin smilzet, über unz zu den wagenden Studen (bei Eriswyl), von da unz in den Glasbach (bei Rohrbachgraben), von da gen Friesenberg (Ruine bei Schmiedigen) und von da über in die Emmen ob Burgdorf." Durch das 15. Jahrhundert hindurch wurde noch auf dieser alten Malstätte von den bernischen Beamten mit Zuzug von Beisitzern aus dem Volke öffentlich Gericht gehalten.

Wie es auf diesen Gerichtstagen zuging, davon gibt uns Imobersteg (das Emmenthal, S. 171) in einer Urkunde von 1430 ein anschauliches Bild.

Um 1420 war Cuno zum Wald, Twingherr des Gerichts Schangnau, durch Hensli Vispach, Peter Hofer, Häusli und Ermin Trösch ermordet worden. Zehn Jahre nachher (1430) erscheint sein Sohn Dietrich vor dem Landgericht Ranflüh, gehalten durch Hans Mattstetter, den Vogt zu Trachselwald, mit dem Begehren, es möge ihm urkundlich bezeugt werden, was nach jenem Morde an seinem Vater vor dem Landgerichte verhandelt worden. Er sei damals noch ein Kind gewesen und das Urtheil nicht schriftlich verurkundet worden. Er wendet sich dafür an Peter von Utzigen, ehemaligen Vogt zu Trachselwald, und eine Anzahl Landleute, die damals beigewohnt hatten. Diese entgegnen, es sei etwas lange seither und es hätten eben damals Dietrichs Freunde und Vögte darüber Urkund und Briefe nehmen sollen. Dietrich antwortet, er begehre nicht mehr, als daß sie ihm die Wahrheit sagten, soweit sie ihnen erinnerlich sei. Unter dieser Bedingung wird ihm vom Gericht entsprochen. Nachdem sich die Zeugen zuerst unterredet und geeinigt, bezeugen sie Folgendes: Es sei nach der Ermordung Cuno's ein Landgericht nach Ranflüh verkündet worden unter Vorsitz Peters von Utzigen, und seien Cuno's sel. Kinder und Freunde erschienen, um auf die Mörder zu klagen. Darauf wurden „drei Straßen in das Gericht gemacht", d. h. der Ring, den die Landleute um das Gericht bildeten, an drei Stellen geöffnet und die Mörder dreimal gerufen, sich

*) Ueber Trachselwald und Sumiswald siehe Hinkenden Bot, Jahrgang 1888.

über den Mord zu verantworten. Nachdem weder sie, noch Jemand in ihrem Namen erschien, „da wurde mit Urtheil der Ring wieder beschlossen" und öffentlich ausgerufen, wenn Jemand sie zu Holz oder Feld fände, so sollte er sie auf den andern Gerichtstag vorladen, sich um den Mord zu versprechen. Dann fragte der Richter Uellin Grindelbach, den Fürsprecher der Kläger, „zu sprechen, was nu recht wäre". Da riethen die Einen, man könne auf die Klage hin nicht auf einen Mord erkennen, noch die Knechte (der Obgenannten) für Mörder verurtheilen. Andere aber wiesen nach, daß die Angeklagten mit Cuno zum Wald in Trostung gestanden, dieselbe gebrochen und wieder in Trostung genommen worden, daß sie also den Cuno „in gebner Trostung und Frieden ermordet und vom Leben gethan hatten". Daher wurde erkennt, sie seien als Mörder an dem Landgericht verrufen, und wo man sie ergreife, solle über sie als solche gerichtet werden. Gut und Leib der Thäter sollen der Herrschaft und den Verwandten des Ermordeten gehören. Darüber schwuren die Zeugen zu Gott und den Heiligen mit aufgehobenen Fingern. Dem Dietrich zum Wald wurde darüber eine Urkunde aufgestellt und vom Landvogt besiegelt. 33 Landleute „und andere ehrbare Leute genug" bezeugen die Verhandlung.

Wir haben da das Bild eines Volksgerichts, das unzweifelhaft unter den Emmenthalern einen starken Grundstock von Freibauern voraussetzt, wie er im Mittelalter in den meisten Gauen der Schweiz vorhanden war (vgl. Dändliker, Schweizergeschichte S. 272). Indem mit dem Gut der Mörder auch deren Leib den Verwandten des Erschlagenen übergeben wird, werden diese offenbar der Blutrache ausgeliefert. Im Uebrigen erinnert das Verfahren, wie Imobersteg mit Recht bemerkt, an die heutigen Geschwornengerichte. Geschrieben wurde dabei nicht viel, da nicht einmal ein Protokoll existirte. Hundert Jahre später finden wir in allen Kirchgemeinden geordnete Chorgerichtsprotokolle, wo es sich doch nur um geringere Vergehen handelte. Offenbar hat sich in dem dazwischen liegenden Zeitraum eine bedeutende Umgestaltung des Rechtswesens vollzogen.

Diese Landtage, zu welchen die Landleute aus allen Theilen des Emmenthals herbeiströmten, wurden 5 Minuten von Ranflüh auf einer offenen Wiese in der Nähe eines Wäldchens gehalten. Das jetzige Schulhaus beim „Thaan" bezeichnet die alte Gerichtsstätte. In der Nähe auf dem Galgenhübeli an der alten Landstraße stand der Galgen, der allein von jener uralten Einrichtung sich forterhielt und bis 1798 in Gebrauch blieb.

Im Landgericht trat das Emmenthal als eine politische Einheit auf. Die Erinnerung daran und die alte Gewohnheit haben wohl auch die Häupter des Bauernaufstandes von 1653 veranlaßt, diesen Ort zum Stelldichein zu wählen. Der sog. Klapperplatz, wo sie sich versammelten, wird heute noch gezeigt; er soll den Namen von den dort gepflogenen Gesprächen der Verschwornen erhalten haben. Uebrigens hatte ja der Anführer Niklaus Leuenberger in der Gemeinde Rüderswyl zu Schönholz Haus und Hof.

Rüderswyl,

eine, wie alle emmenthalischen, weit zerstreute und volkreiche Gemeinde, hat sonst wenig historisch Bedeutsames. Wollten wir Leuenbergers, ihres bedeutendsten Sohnes, Geschichte einflechten, so müßten wir den gesammten Bauernkrieg sammt seinem traurigen Schlußakt erzählen, was unserm Zweck ferne liegt. Erwähnenswerth ist die vor Kurzem renovirte Kirche, deren Chor nun mit drei schönen, von Glasmaler Müller in Bern verfertigten Figurenfenstern geschmückt ist. Sie stellen Christus als Lehrer, seine Kreuzigung und seine Auferstehung dar. Auch im Dorfe kann man einige Erzeugnisse primitiven Kunstfleißes beobachten, so an der Giebelwand des Wirthshauses zum Löwen dekorative Malereien und unter dem vorspringenden Dache eines Bauernhauses sogar ein Oelgemälde, das, wenn wir nicht irren, den Kriegsgott Mars darstellt. Wie Letzterer in dieses friedliche Thal verschlagen worden ist, wissen die Götter. Im Uebrigen zeigen die Häuser dasselbe heimelige, reinlich gehaltene Aeußere, wie überall im Emmenthal.

Den eigentlichen Knotenpunkt des heutigen Verkehrs in dieser Gegend bildet die benachbarte, zu Rüderswyl gehörige Eisenbahnstation Zollbrück, wo sich die Straßen nach Langnau und Signau scheiden. Den Namen führt der Ort

von der gedeckten Brücke und dem ehemals hier erhobenen Brückenzoll. Eine Sekundarschule öffnet hier der Jugend der benachbarten Ortschaften die Pforten höherer Bildung.

Wir überschreiten die Brücke und erreichen in wenigen Minuten das Pfarrdorf

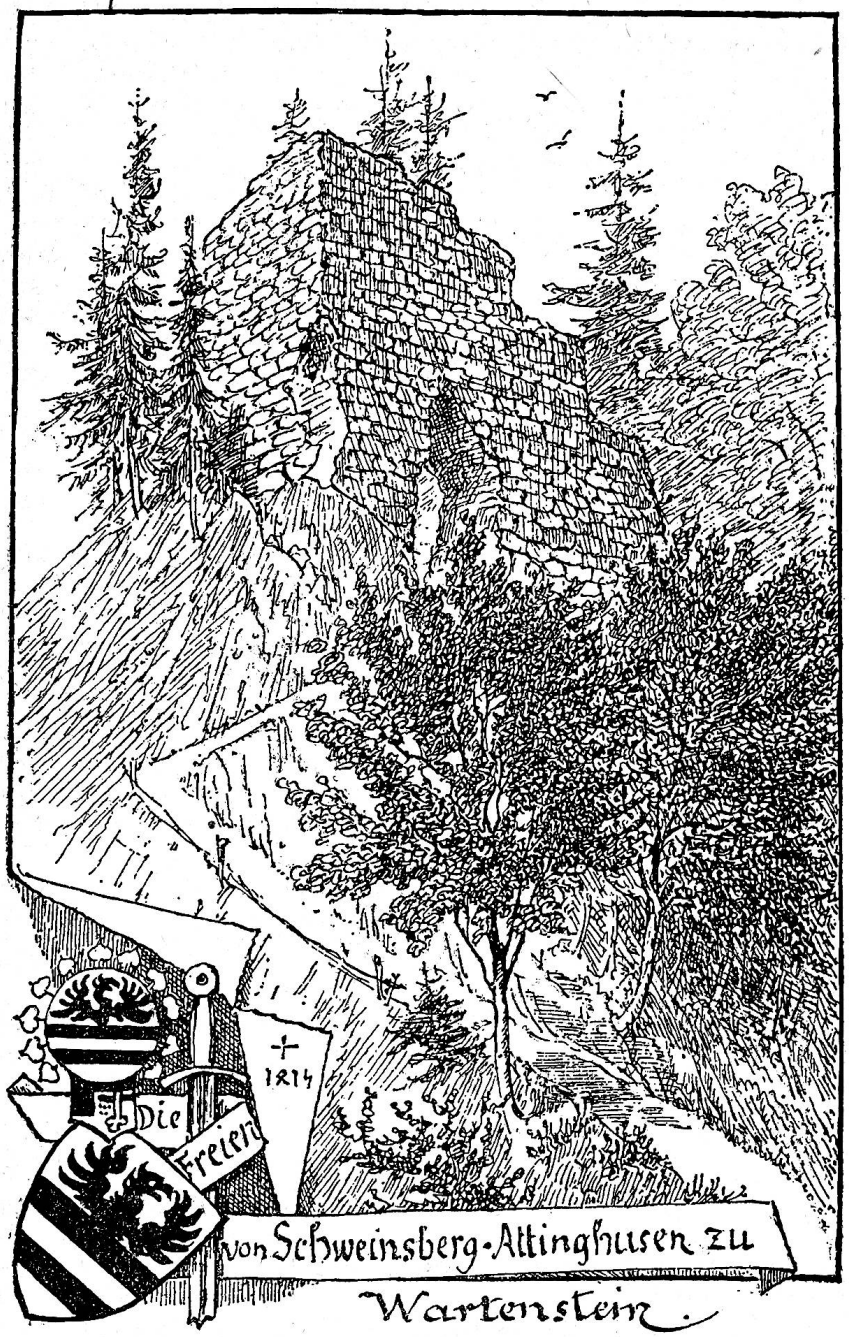
Lauperswyl.

Malerisch erhebt sich die Kirche auf einem vorspringenden Hügelabsatz. Um dieselbe gruppirt sich das Dorf, das gegen die früher oft das Thalgelände überfluthende Emme sich durch eine erhöhte Anlage gesichert hat.

Das Kirchlein macht von Außen einen sehr bescheidenen Eindruck, welcher durch den schopfartigen Anbau am Ende des Kirchenschiffes noch verstärkt wird. Treten wir aber ein, so sind wir überrascht durch die Farbenpracht der gemalten Scheiben, die uns aus allen Fenstern entgegenleuchten. Lauperswyl theilt sich mit Sumiswald in den Ruhm, diese Schätze aus alter Zeit sorgfältig gehütet zu haben. Sie rühren sämmtlich aus den Jahren 1509—1520 her, der Erbauungszeit der Kirche, und sind ohne Zweifel durch Schenkung dahin gelangt. Das Glas war damals auf dem Lande noch verhältnißmäßig neu und theuer. Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts hatte man angefangen, die Fenster mit solchem zu versehen. Vorher mußte man sich mit Tuch, Pergament oder Marienglas behelfen, wobei es in den Wohnungen düster genug ausgesehen haben mag. Mit dem Glas hielt aber auch die Glasmalerei, die schon früher in den Klöstern gepflegt worden war, ihren Einzug. Sie entsprach dem Geist des farbenfreudigen Zeitalters, das sich in möglichst bunten Trachten gefiel. Wenn nun damals eine Gemeinde oder ein Kirchenpatron einen Kirchenbau vorhatte, so wandten sie sich an Vorgesetzte, an hochgestellte Freunde und Gönner, vorab an Schultheiß und Rath von Bern, dann an benachbarte Städte und Stifte, an Edelleute und Amtleute, um Stiftung von Kirchenfenstern. Es war dies eine nicht unerhebliche Steuer an den Bau und wurde selten abgeschlagen.

Demgemäß sehen wir auch in den Fenstern der Kirche zu Lauperswyl, wenn wir beim Chor beginnen, zunächst zwei von Engeln gehaltene Bernerschilde, darüber Maria mit dem Jesuskinde und St. Vincenz, den Schutzpatron der Stadt Bern; diese vier offenbar Geschenke der Berner Regierung. Dann folgen auf der nördlichen Schrägseite die Heiligen Benedikt und Helena, darunter zwei Wappen mit den Unterschriften: Thüring Ruost, Abt zuo Trub 1520 und Coffent (Convent) zu Trub 1520; diese vier offenbar Stiftungen des Klosters Trub, dem seit 1276 der Kirchensatz von Lauperswyl gehörte. Auf der südlichen Schrägseite oben die Himmelfahrt Mariä (katholische Legende) und Jakobus der Pilger, unten zwei Wappenschilde ohne Namen. Im folgenden Fenster hat sich der damalige Pfarrer ein Andenken gestiftet, indem er seinen Namenspatron Kaiser Heinrich II. und sich selbst in betender Stellung anbringen ließ. Seinen Namen nennt uns die Unterschrift: Heinrich Ruff, Kilchherr zu Löperswyl 1520. Weiter haben sich theils im Chor, theils im Schiff mit ihren Schutzheiligen und Wappen verewigt „Hans Diring (Thüring) Hug von Sultz und Frauw Anna Berni, syn eheliche Hußfrow", „Andres Zender, Vogt zu Trachselwald und Angnes Keisserin sin Hußfrow", „Wilhelm Schindler, alter Schultheiß zuo Huttwill". Sämmtliche Scheiben gehören zu den schönsten Erzeugnissen der Blüthezeit dieser edlen Kunst. Ueberall ist die Kraft der Farben auf die inneren Partien verlegt und die Umrahmung sehr einfach gehalten, worin das Geheimniß der kräftigen Wirkung besteht. Kenner vermuthen in einzelnen prächtigen Figuren (wie in dem hl. Andreas mit dem Wappen von Huttwyl) die geniale Hand des Malers und Reformators Niklaus Manuel, von dem noch Entwürfe für Glasgemälde vorhanden sind. Im Fenster hinter der Kanzel sind zwei kleinere, vorzüglich gemalte Figurenstücke, den Tod der Maria und die Anbetung der Hirten darstellend, darunter zwei Wappen der Herren Hug von Sultz (gekrönter Adlerkopf im goldenen Feld) verbunden mit andern, ohne Namen. Das eine Ehewappen bezieht sich offenbar auf Wilhelm Hug von Sultz, Tochtermann des Hans von Ballmoos, der 1493 die Herrschaft Wartenstein von seiner Schwiegermutter kaufte.

Diese Scheiben, im Ganzen 24, die allein schon einen Ausflug nach Lauperswyl reichlich lohnen, enthalten für den Kundigen auch ein gutes Stück Ortsgeschichte. Diese aber ist unzertrennlich von der



Burg Wartenstein,
deren Ruine heute noch eine halbe Stunde von Lauperswyl entfernt über der Kante der westlichen Thalseite sich erhebt. Freilich vom Thale aus ist sie kaum mehr sichtbar. Der Zahn der Zeit und die umliegenden Güterbesitzer haben Stein um Stein davon losgelöst, so daß, wenn nicht Jemand sich in's Mittel legt, in wenigen Jahren Alles verschwunden sein wird. Der letzte vorhandene Ueberrest ist der Rumpf eines mächtigen Thurmes, von dem wir unserm Aufsatze eine an Ort und Stelle gezeichnete Skizze beifügen. Doch ist der einstige Umfang der Burg leicht erkennbar. Der Thurm ist durch einen tiefen Graben vom übrigen, hier sehr schmalen Bergrücken abgetrennt. Hinter demselben dehnt sich ein ebener Platz aus, die Stätte der ehemaligen Wohngebäude. Am andern Ende desselben, das wieder durch einen steilen Absturz bezeichnet ist, sieht man die Reste eines zweiten Thurmes, der sich indessen nicht mehr über den Boden erhebt.

Die Herren dieser Burg waren auch Twing-, d. h. Gerichtsherren von Lauperswyl. Die Ersten, die urkundlich bekannt sind, sind die Swaro, ein Ulricus 1228, ein Ulrich von Wartenstein und seine Gemahlin Berchta von Rümlingen 1252, ein Heinrich Swaro 1257. Heinrich Swaro und seine Gemahlin Christine von Signau verkaufen, da sie kinderlos waren, im März 1284 das Schloß Wartenstein und Güter zu Lauperswyl um 500 ℔ an die Abtei Trub und empfangen sie von derselben wieder zu Lehen. Diese Summe mag zur Schuldentilgung gedient haben. 1288 erscheint sodann Werner von Schweinsberg als Herr zu Wartenstein. Wie es in seinen Besitz kam, ist unbekannt, wahrscheinlich durch Verwandtschaft mit den Swaro, in deren Nähe er seine Be-

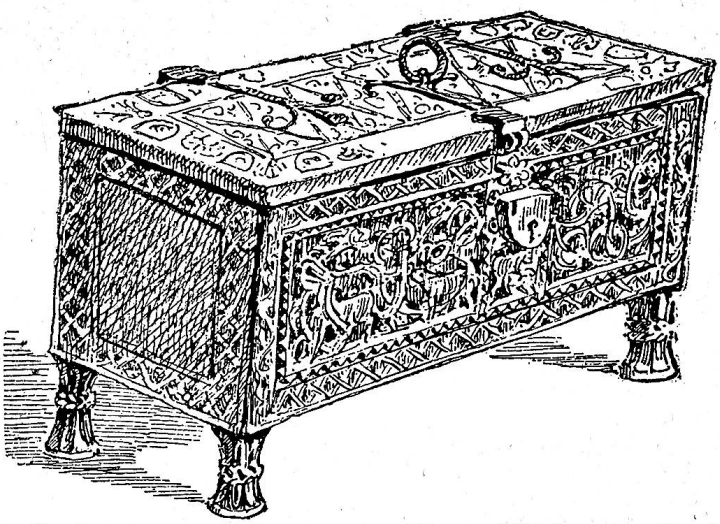
sitzungen hatte. Dieses Geschlecht war zugleich im Emmenthal und im Urnerland begütert; es besaß die Burgen Schweinsberg im Thale von Eggiwyl (auf der Schweißbergfluh) und Attinghusen im Kanton Uri. Der letztere Name ist der berühmtere geworden, indem es unter diesem in den schweren Zeiten von 1290—1358 dem Lande Uri drei Landammänner geliefert hat, die zu den Begründern der Eidgenossenschaft gehören. Der Vater des ersten Landammanns, eben jener Werner, war erster Besitzer von Wartenstein. Seine Söhne Werner II. und Diethelm scheinen die väterlichen Güter so getheilt zu haben, daß jener die Herrschaft Attinghusen, dieser Schweinsberg und Wartenstein erhielt. Doch führte der Erstere noch als Landammann ein Siegel mit dem Namen „Wernher von Sweinsberg". Durch das 14. Jahrhundert blieb Wartenstein bei diesem Geschlecht. Die Urner Linie starb bereits mit Johann von Attinghusen um 1353 aus. Die Emmenthaler Linie dauerte bis 1414, wo auch sie mit Thüring von Schweinsberg erlosch. Durch dessen Tochter Benignosa kam Wartenstein an ihren Gatten Ulrich von Ballmoos, Burger von Bern, der fortan das Wappen der Schweinsberg-Attinghusen annahm (siehe dasselbe unter dem Bilde, links). Dessen Nachkommen besaßen nun im 15. Jahrhundert Burg und Herrschaft, scheinen aber nicht viel auf erstere verwendet zu haben. Der Großsohn dieses Ulrich, Junker Hans von Ballmoos, Vogt zu Aarburg, starb früh, und auf Weisung des Raths wurde Wartenstein durch den Vormund der Wittwe und der Kinder verkauft an deren Tochtermann Junker Wilhelm Hug von Sultz, aus einem Basler Geschlechte. Er baute, da die alte Burg zerfallen war, am Fuß des Burghügels in der Kalchmatt eine neue Wohnung. Die Volkssage erzählt, der letzte Burgherr von Wartenstein habe, als er belagert wurde, durch die Noth auf's Aeußerste gebracht, seine Schätze in den tiefen Sodbrunnen versenkt und sich dann mit seiner einzigen Tochter zu Pferd in denselben nachgestürzt. Diese romantische Geschichte läßt sich leider nirgends in den wirklichen Verlauf der Dinge einreihen. Die letzten Bewohner verließen vielmehr, wie man sieht, aus einem sehr alltäglichen Grunde ihr altes, schwer zugängliches und unbequemes Haus. Ueberhaupt war die Zeit vorbei, wo man sich solche Adlernester als Wohnsitze aussuchte. Der Landadel hatte im Gebiet der Eidgenossenschaft seine Rolle ausgespielt. Die Stadt Bern, in welcher dann freilich neben den alten Junkern ein neuer Adel aufkam, war auch im Emmenthal einzige Gebieterin geworden.

Als stumme Zeugen aus der letzten Stunde des Mittelalters stehen die Glasgemälde in der Kirche zu Lauperswyl. Da haben wir die Wappen der Stadt Bern, der nunmehrigen Inhaberin der landgräflichen Rechte, da den letzten Abt von Trub, denselben Thüring Rust, der seine Abtei verließ, die Reformation annahm, heirathete und nachmals selbst Pfarrer zu Lauperswyl geworden ist, da die Herren Hug von Sultz als Twingherren, die Städte Burgdorf und Huttwyl als gute Nachbarn, den Vogt zu Trachselwald als bernischen Beamten, da ein Wappen des Freiherrn de Pesmes, der zu jener Zeit auf Burg Brandis saß. Lauperswyl hat da im Kleinen eine Art von historischem Museum, das es in Ehren halten soll.

* * *

Noch ein Zeuge aus der Vergangenheit von Wartenstein aber ist zu nennen, der erst in jüngster Zeit an's Licht gekommen ist. Ehemals in der Kirche von Attinghusen und nun in dortigem Privatbesitz befindet sich ein zierlich geschnitztes Kästchen aus Buchenholz, das unzweifelhaft von den Edlen von Attinghusen herrührt und auf Wartenstein zurückweist. Es gehört dasselbe zu den sogenannten Brautkästchen, die man in allen mittelalterlichen Sammlungen antrifft, und stammt, nach seinen Ornamenten zu schließen, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Deckel des Kästchens ist bemalt und enthielt ursprünglich 16 Wappenschilde nebst Helmen und Helmzierden, von denen jedoch nur 11 erhalten sind. Das Merkwürdige daran aber ist das, daß diese Wappen fast alle in's Bernbiet und zwar auf ein Zentrum in der Gegend von Burgdorf hinweisen. Es finden sich darauf die Wappen von Falkenstein (bei Balsthal), Rinegg, Rüti (bei Burgdorf), Wohlhusen, Brandis, Thierstein, Thorberg, Kyburg, Landenberg, Rothenburg, Spitzenberg (bei Langnau). Der Heraldiker Zeller-Werthmüller, welcher das interessante Stück in den Mittheilungen der anti-

quarischen Gesellschaft von Zürich, 1884, beschrieben hat, sagt nach genauer Untersuchung: „Es dürfte deshalb nicht allzu gewagt erscheinen, anzunehmen, daß das Schmuckkästchen bei der Hochzeit Werner I. von Attinghusen (=Schweinsberg) mit einer von Wartenstein (?) um 1250 von den Freien des Emmenthals mit Einschluß des Grafen Hartmann von Kyburg zu Burgdorf und seines Hofadels als Brautgeschenk überreicht worden sei. Nach Erlöschen der Urner Linie des Geschlechts mag sodann das Kästchen an die Kirche von Attinghusen gekommen sein."



Der Leser hat hier zugleich ein sprechendes Beispiel dafür, wozu Alterthümersammlungen gut sind. Mancher rümpft vielleicht die Nase, wenn er hört, daß der Bundesrath so und so viel für ein geschichtlich merkwürdiges Stück bezahlt habe. Ist es aber nicht Pflicht für ein Land, dem seine Geschichte lieb ist, solche Gegenstände zu sammeln, zumal wenn sie mit einem Geschlechte verknüpft sind, das gleichsam an der Wiege der Eidgenossenschaft gestanden ist und ihre ersten Schritte treulich gehütet hat? Das schönste Denkmal freilich hat Schiller diesem edlen Hause in seinem „Wilhelm Tell" gestiftet, in jener prächtigen Gestalt des alten Freiherrn von Attinghausen, der dem Ulrich von Rudenz und damit Allen, die sich bessern Bluts im Lande dünken und nach Monarchendienst hinschielen, zuruft:

O lerne fühlen, welches Stamms Du bist!
Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die echte Perle Deines Werthes hin! —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das Dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu Dir steht in Kampf und Tod —
Das sei Dein Stolz, des Adels rühme Dich! —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Die neuere Geschichte von Wartenstein, d. h. des Gutes in der Kalchmatt, mit welchem noch ein Rest der alten Herrschaftsrechte verbunden war, ist bald erzählt. In der Mitte des 16. Jahrhunderts ging es an Landleute über. Als Besitzer werden genannt Ulli Schärer, dann 1547 Hans Rust, der Sohn des Pfarrers und ehemaligen Abtes von Trub, Landschreiber zu Trachselwald, 1558 Bartli Barban, später Hans Näß, Georg Eggimann, Bendicht Neuenschwander. Von 1603—1683 besaß es die Familie Güder von Bern, von der ältern, nun ausgestorbenen Linie. 1690 kam es wieder an Landleute und ist nun ein Bauerngut gleich andern geworden. Noch Anfangs dieses Jahrhunderts sollen im Hause in der Kalchmatt in einem großen Zimmer viele gemalte Scheiben gewesen sein. Heute sind auch diese letzten Reste alter Herrlichkeit längst spurlos verschwunden. (Schluß folgt.)

Indirekt.

„Ich denke, Sie sind Vegetarianer! Und dabei essen Sie Hammelbraten?" „Ja, ich bin auch nur indirekter Vegetarianer; ich esse nämlich nur Fleisch von solchen Thieren, die sich von Pflanzen nähren."

Schlimme Laune.

In einer alten Tübinger Chronik ist Folgendes zu lesen: „Anno 1674, als die Bayern in der Festung gelegen, wurde von den Franzosen der Wall unterminirt und gesprengt, wobei über 18 Personen bayerischer Besatzung umkamen. Als die Mine angezündet, ist unter Andern auch ein Soldatenweib in die Luft gejagt worden, eine Ackerlänge weit, ohne einigen Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und davon gegangen, hat aber arg geschimpft und ist schlimmer Laune gewest."